

2. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 298

Sonntag den 21. Dezember 1902.

17. Jahrgang.

Der kleine Taugenichts.

Von Anton Tschschow.

(Nachdruck verboten.)

„Iwan Iwanowitsch Lapkin, ein junger Mann von angenehmen Aeußeren, und Anna Semjonowna Sambitzka, ein junges Mädchen mit aufgeworfenem Näschen, stiegen das steile Ufer herunter und setzten sich auf ein Bänkchen. Das Bänkchen stand am Wasser, zwischen den dichten Ästen einer jungen Weide. Ein herrlicher Platz! Wenn du hier sitzt, bist du den Blicken der ganzen Welt verborgen, nur die Fische im Wasser und die schwimmenden Spinnen sehen dich. Die jungen Leute waren mit Angeln, Regen und Büchsen, mit Wärmern und anderem Zubehör zum Fischfang versehen.“

Nachdem sie sich gesetzt hatten, machten sie sich sofort an das Angeln.

„Ich bin froh, daß wir endlich allein sind,“ begann Lapkin, sich umblickend. „Ich muß Ihnen vieles sagen, Anna Semjonowna. . . . Sehr vieles. . . . Als ich Sie zum ersten Mal sah. . . . Es heißt bei Ihnen an. . . . Damals verstand ich, wozu ich lebe und wer mein Gott sei, dem ich mein ehrliches, arbeitsames Leben widmen müsse. . . . Da — ein großer Fisch beißt an! . . . Als ich Sie sah, liebte ich zum ersten Mal, liebte ich mit meiner ganzen Leidenschaft! Halt! ziehen Sie noch nicht — lassen Sie fester anbeißen. . . . Sagen Sie mir, meine Teure, ich beschwöre Sie, kann ich auf Gegenseitigkeit hoffen? Nein, nein, nicht Gegenseitigkeit! Das verdinne ich nicht, ich wage nicht daran zu denken — darf ich hoffen auf. . . . Schnell! ziehen Sie!“

Anna Semjonowna hob die Hand mit der Angel in die Höhe, zog und schrie auf. In der Luft blühte ein grün-silbernes Fischchen.

„Mein Gott, ein Barsch! Ach, ach! Schneller! Er fällt!“

Der Barsch fiel vom Hälchen, sprang im Graze zu seinem Element und plumpste, lag er im Wasser!

Bei der Jagd nach dem Fisch hatte Lapkin zufällig anstatt den Fisch die Hand von Anna Semjonowna ergriffen und drückte sie, wohl auch zufällig, an seine Lippen. Sie versuchte sie ihm zu entziehen, aber es war schon zu spät: ihre Lippen vereinigten sich, sicherlich wieder ganz zufällig, zu einem Kuß. Auf diesen ersten Kuß folgte der zweite, dann ein Duzend Schwüre, Beteuerungen u. s. w. Glückliche Momente waren das!

„Mein es ist nichts neues, in diesem irdischen Leben giebt es kein ungestörtes Glück. So auch dieses Mal. Als die jungen Leute gerade im besten Küssen waren, hörten sie plötzlich ein Lachen. Sie sahen nach dem Flusse und ihre Blicke wollten erstarren: Stand da im Wasser bis an die Brust, ein nackter Bursche. Kolja war es, ein Gymnasiast, der Bruder von Anna Semjonowna. Er stand im Wasser, guckte den jungen Leuten zu und lachte hinterlistig.“

„Ha, ha, ha, Ihr küßt Euch?“ sagte er. „Wartet, das sage ich Mama.“

„Ich hoffe, daß Sie, als ehrlicher Mensch. . .“ murmelte Lapkin erröthend. „Es ist gemein zu lauschen und wiederzuerzählen ist noch gemeiner, niederträchtiger, schmutzig. — Ich setze voraus, daß Sie als ehrlicher und edler Mensch —“

„Gebt einen Rubel, dann sage ich nichts,“ sagte der edle Knabe. „Sonst erzähle ich. . .“

Lapkin nahm aus seiner Tasche einen Rubel und reichte ihn Kolja. Der drückte den Rubel in der rechten Faust zusammen, pfiff sich eins und schwamm fort. Aber die jungen Leute küßten sich an diesem Tage nicht mehr.

Tags darauf brachte Lapkin Kolja Farben zum Tuschen und einen Ball mit. Die Schwester schenkte ihm ihre Billenschachtelchen. Dann mußte sie ihm noch Hemdenknöpfe mit Hundeschwänzen schenken. Dem kleinen Schurken muß das wohl gut gefallen haben, und um mehr zu bekommen, fing er an sich auf die Lauer zu legen. Wo Lapkin mit Anna Semjonowna ging, dort war auch Kolja. Keinen Augenblick ließ er die beiden allein.

„Schurke!“ knirschte Lapkin. „So klein und schon ein so großer Schurke! Was soll denn aus ihm später werden?“

Während des ganzen Juni ließ Kolja die Verliebten nicht zur Ruhe kommen. Er brohte zu klatschen, packte gut auf und verlangte Geschenke, und alles war ihm noch zu wenig; zu guter Letzt begann er von einer Taschenuhr zu sprechen. Was sollte man tun? Man mußte ihm die Uhr versprechen.

Einmal, es war beim Mittagessen, als man gerade Baffeln reichte, plachte Kolja in ein Lachen aus, zwinzelte komisch mit den Augen und fragte Lapkin: „Soll ich sagen? Was?“

Lapkin erröthete furchtbar und biß anstatt in die Waffel in die Serviette. Anna Semjonowna sprang vom Tisch auf und lief ins andere Zimmer. Und in dieser Lage befanden sich die jungen Leute bis Ende August, bis an den Tag, wo Lapkin endlich Anna Semjonowna den Antrag machte. O, was war das für ein glücklicher Tag!

Nachdem er mit den Eltern der Braut gesprochen und ihre Einwilligung erhalten hatte, ließ Lapkin sogleich in den Garten und suchte Kolja. Als er ihn endlich fand, weinte er fast vor Entzücken und ergriff schnell den kleinen Hebeltäter am Ohr. Anna Semjonowna, welche auch Kolja suchte, kam auch herbei und nahm ihn am andern Ohr. Und man mußte die Glückseligkeit sehen, die auf den Gesichtern der Verliebten lag, als Kolja weinte und sie anflehte:

„Ach, Liebster, Liebste. . . ich werde ja nicht mehr! O weh, o weh, vergebt!“

Und später gestanden sich die beiden, daß sie während der ganzen Zeit, wo sie ineinander verliebt gewesen waren, nie zuvor ein solches Glück empfunden hatten, eine solche rührende Seligkeit, als in jenen Minuten, wo sie den kleinen Taugenichts durchprügelten.



Grosse Freude

bereiten meine rühmlichst bekannten
überaus billigen

Operngläser — Ferngläser
Barometer — Thermometer — Lupen
goldene Brillen — Pincenez
Lorgnetten — Compasse — Reisszeuge
Stereoskope etc. etc.

in reichster Auswahl und jeder Preislage.

R. Petitpierre,

Optisches Specialgeschäft I. Ranges.

academisch gebildeter Fachmann,

Wiesbaden,

5 Häfnergasse 5,

zwischen Webergasse u. Bärenstrasse.

Lieferant des Königl. Hof-Theaters.



Schirmfabrik C. Wüsten,

gegründet 1824.

Wiesbaden, 30 Langgasse 30.

Sonnen- und Regenschirme

von den einfachsten bis zu den feinsten
Ausführungen in großer Auswahl stets
vorräthig.

5518

Überziehen und Repariren schnell und billig.
Anfertigung nach Wunsch. Eingang aller Neuheiten.
Eigene Fabrikation.

Telefon Nr. 94.

A. H. Linnentohl.

Gegründet 1852.

5074

Weihnachtskaffee

per Pfund Mk. 1.60.

Zu den bevorstehenden Festtagen

Liefere ich zu nebenstehendem Preise bis inclusive Neujahr einen ganz vorzüglichen Qualitäts-Kaffee und lade alle Kenner und Liebhaber einer guten Tasse Kaffee zum Einkauf höflichst ein.

Nürnberger
Lebkuchen
und
Aachener Printen
in großer Auswahl!

Zur
Weihnachtszeit
empfehle

Kaisernüsse
Maronen
Feigen
Datteln
Tafelrosinen
Tafelmandeln
Orangen
Citronen
Mandarinen
Chocolade zu
Präsenten
in großer Auswahl.

Zu Backzwecken

empfehle in frischer Waare:

feinstes Confectmehl

Mandeln und Haselnußkerne

geschält und gerieben,

Sulfaninen, Rosinen, Corinthen,

Orangeat und Citronat,

Puder- und gemahlene Raffinade

Sämmtliche Gewürze garantirt rein.

Cacao.

Holland Marke.

Ausgewählte Qualität

per Pfund-Packet Mark 2.80.

Conierven. DDD

Erbisen	die 1 Ko.-Dose Mk.	1.60,	1.40,	1.—.
Schnittbohnen	" "	—55,	—45,	—.
Barlots verts	" "	1.40,	1.10,	0.75.
Stangenpargel	" "	2.30,	2.10,	1.80.
Schnittpargel	die 1 Ko.-Dose Mk.	1.75,	1.60,	1.30.

Thee-Haus Wiesbaden.

Thee neuester
Ernte

Nr. 1. Grün-Thee	Mk. 1.80
2. aus nur guten Marken	2.—
3. Congo, kräftig	2.—
4. Souchong und Congo	2.40
5. Hauskaffee, beliebte Marke	3.—

Bei Mehrabnahme entsprechende Preisermäßigung. Lofe gezogen und in Packeten 1/2 1/4 1/8 Pfund.
Meine garantirt reinen Thee's zeichnen sich aus durch feinstes Aroma, Wohlgeschmack und Bekömmlichkeit.
Freie Muster haben jederzeit zur Verfügung.

Nr. 6. Pfefferthee, mild und fein	Mk. 4.—
7. Karawanten-Thee, kräftig	5.—
8. Kaiserkrone, sehr fein	6.—
9. Becobliithen, feinste Marke	7.—
10. Mischung non plus ultra	8.—

Nachdruck verboten.

Bibs Weihnachten.

Erzählung von Ida von Couring.

Bibs schrie nicht, er brüllte! In seines Vater Zimmer lag er auf dem Teppich, strampelte mit den wohlgenährten Beinchen und hielt mit beiden Armen Bello's Hals umschlungen. Bello, um dessen Willen die Thränenströme entseisset waren. Der Vater stand am Fenster, trommelte einen Marsch an den Scheiben und gab sich den Anschein, als wenn ihn der Jammer seines Spröhlings kalt lasse. Die Mutter war herbeigeeilt und versuchte Bibs aufzuheben. Er verbarg das thränennasse Gesichtchen in Bello's Fell und schrie weiter. Bello wedelte und sah seine gütige Herrin an, als wollte er sagen: „Ich kann auch nichts mit ihm anfangen.“

„Bibs, höre doch“, rief die Mutter. „Was ist Dir denn geschehen?“

„Ich will nicht, daß Bello todt gesterbt wird“, schuchzte das Kind, für das die deutsche Sprache noch ein Buch mit sieben Siegeln war.

„Ach so“, meinte die Mutter gebohrt. Und zu ihrem Gatten gewendet: „Mühte das gerade am heiligen Abend erörtert werden, lieber Mann.“

Der Vater gehörte zu den Menschen, die es ihrer Würde schuldig zu sein glauben, einen einmal ausgesprochenen Voratz auszuführen, selbst wenn sie einsehen, daß er dumm oder schlecht war. Er redete sich immer mehr in Zorn hinein:

„Ich bulde das Thier nicht mehr im Hause. Bitte mich nicht, Louise. Er hat bei der letzten Katzenjagd im Gewächshause heillosen Schaden angerichtet, hat den Vriestäger gebissen, so daß ich eine Civilklage auf dem Halse habe — und, daß ich neulich um den Rehbock gekommen bin — daran ist er ganz allein schuld. Zu gar nichts ist der Hund nütze — deshalb kann ich von meinem Entschlusse nicht abgehen. Friedrich, ich rathe Dir, höre jetzt mit dem Geheul auf und laß Bello los.“

Bibs, diesen Namen hatte er sich selbst gegeben, merkte, daß es Ernst wurde und mähigte sein Stimmchen. Die Mutter nahm ihn mitleidsvoll auf den Schoos und fragte ihren Gatten:

„Du wirst den Bello doch nicht am Fest erschießen wollen?“

„Nein, nein — aber bestimmt nachher.“

Bibs weinte nicht mehr. Um sein rothes Mündchen legte sich ein eigenfinniger Zug. Er zog die Stirn in Falten und ließ die Lippe hängen, so eifrig dachte er nach:

„Mama, hat das Christkind den Tannenbaum schon gebracht?“

„Nein, Bibs“, sagte die Mutter, nicht ganz wahrheitsgemäß, „und ich fürchte auch, daß es gar nicht kommt, weil es Dein Geschrei wohl gehört haben wird.“

Bibs ließ sich nicht lange machen. Sein Gewissen war todellos und, daß das Christkind seinen Jammer um den geliebten Spielgefährten begreiflich finden und nicht als Unart anrechnen würde, davon war er überzeugt. Diese höchste Autorität, die Einen wochenlang zu gutem Betragen zwang, die mit unheimlicher Allwissenheit ausgestattet, jeden dummen Streich anzuschreiben schien — das Christkind mußte auch in diesem Falle das letzte Wort sprechen. Bibs hatte seinen Entschlusse gefaßt.

Die Mutter eilte hinaus, um die letzte Hand an den Aufbau der Weihnachtsstafel zu legen und Bibs schlich, Bello am Halsband führend, leise auf den Flur hinaus.

Er stieg auf einen Stuhl, um sein Röschchen herunter zu lassen, dann lief er schnell, Bello mit sich ziehend, zur Hintertüre hinaus.

Er hatte nicht vergessen, wo die Tannen standen, von denen Christkindchen eine für ihn holen würde. Es mußte ja nothwendig dahin kommen und dann konnte Bibs sein volles Herzchen ausschütten und Bello unter den mächtigsten Schutz stellen. Einem

Befehl des Christkindchens würde Papa sich ganz gewiß nicht widersetzen. Und Bibs wollte bitten, so sehr bitten! Er faltete die kleinen Hände und die Thränen liefen ihm vor Rührung über sich selbst schon nieder über die runden Wangen.

Bello blieb plötzlich stehen, als wollte er seinen kleinen Herrn am Weiterlaufen verhindern. Große Floden begannen zu fallen, die Sonne war verschwunden, es wurde sehr kalt.

Aber Bibs ließ sich nicht aufhalten; er stiefelte eifrig weiter, durch den tiefen Schnee: „Gleich sind wir da“, murmelte das Kind, „liebes Christkind, laufe mir bloß nicht weg. Ich kann Deine Flügel noch nicht sehen. Komme mir doch ein bißchen entgegen — es ist hier so dunkel.“

Im Walde schwieg der Wind, aber wirbelnder Flodentanz verdeckte Weg und Steg. Ein paar mal waren die Beiden schon in Schneewehe gefallen und Bibs rappelte sich nur mit Mühe wieder auf. Er war todmüde und die Augen fielen ihm zu. Die eifrige, dunkle Einsamkeit umgab ihn mit tausend Schrecken. Er rief mit zitternder Stimme nach Mama und dem Christkind und duckte sich dann, wie ein gejagtes Vögelchen, frostsitternd, von Angst zerschüttelt, unter einer hohen Kiefer nieder, den Hund fest an sich ziehend.

Bello schnupperte unruhig in den Schneesturm hinaus. Er leckte mit der warmen Zunge wie tröstend über Bibs kaltes Gesichtchen und riß sich dann los, um in großen Schüben davon zu jagen.

Bibs merkte es kaum. Sein Köpfchen war an den rauhen Stamm zurück gesunken und die Augen fielen ihm zu.

Er war plötzlich in einem hellen großen Saal. Jede Schneeflocke tanzte dort als weiß gekleidetes Engelchen mit schimmernden Flügelchen umher — und, mitten in all der Pracht, unter einem lichterstrahlenden Niefenbaum, stand Christkindchen, holdselig und lieblich, wie Bibs immer gedacht, daß es aussehen müsse und hielt Bello am Halsbande. „Niemand darf ihm etwas thun!“ sagte es und streckte die Hand aus, um Bibs zu den reichbeladenen Tischen zu führen.

Daheim hatte Niemand das Kind vermisst. Die großen Kinder tobten im Schlafzimmer und die alte Kinderfrau vermutete ihren Schützling bei ihnen.

Bello sprang winselnd gegen die Gartenthüre, ohne daß ihm Jemand öffnete, bis der Hausherr endlich daran vorüberging. Er gab dem nassen Hunde einen gehörigen Döb. „Wo hast Du Nichtsauss Dich wieder herum getrieben?“

Der Hund blieb stehen, winselte und sah seinen Herrn ängstlich und bewegt an. „Was fällt Dir ein, Bello“, rief der Mann überlaut. „Du stellst mich ja förmlich! Marisch, in die Küche mit Dir; wirb's bald!“

Bello wich dem drohenden Schläge aus, lief zur Thüre, kehrte wieder um und winselte laut.

„Was ist dem Hunde?“ rief die Mutter, wie unter der Anmuth drohenden Unheils. „Es sieht ja aus, als wollte er Dich bitten, mit ihm zu gehen! Bello, komm her, was hast Du nur?“

Der Hund leckte ihre Hand, sprang an der Gartenthüre hinauf und bellte laut und ängstlich.

„Wo ist Bibs?“ rief die Mutter plötzlich. „Denken, haben Sie Bibs im Kinderzimmer?“

Bello legte den Kopf in den Nacken und heulte laut. Inzwischen suchte man im ganzen Hause vergeblich nach dem Kinde.

„Der Hund weiß, wo er ist“, sagte der Vater, abschleichend werdend. „Bei dem furchtbaren Wetter ist er in Nacht und Schnee hinausgelaufen.“

Die Mutter sank auf einen Stuhl und rang die Hände: „Wenn Bello ihn nicht findet, ist er verloren“, stöhnte sie.

In wenigen Minuten waren der Vater und der rasch herbeigeeilte Gärtner mit Laternen versehen und marschbereit. Still und blaß scharrten sich die Kinder um die weinende Mutter:

„Der Hund bellt“, murmelten sie.

„Hör doch, Mutter, jetzt hat er die Spur.“

Mit der Nase am Boden stürmte Bello fort, so schnell, daß die Männer ihm kaum zu folgen vermochten. Sie sahen einander an und schüttelten das Haupt: das zarte Kind brauchen, bei der Kälte! Ein paar mal kam der Hund zurück, als wollte er zur Eile treiben. Ueber Gräben und Feld ging der Weg, bis der Wald erreicht war. Vor der Kiefer blieb der Hund stehen und stürzte dann auf das Häufchen Schnee zu, an dem die Männer, ohne ihn, zehnmal vorbei gegangen waren. Er bellte und winselte vor Freude, als der Vater Bibs in den Armen hielt und angstvoll nach einem Schein des Lebens in dem geliebten Gesichtchen spähte.

„Niemand darf Bello etwas thun“, murmelte Bibs und öffnete die schweren Augenlider: „Christkindchen war da und hat es gesagt!“

„Neu eröffnet:“

Café Bristol

verbunden mit

American Bar

Bärenstrasse 3.

5638

Weihnachts-Verkauf

meiner sämtlichen, nur wirklich dauerhaften

Schuhwaaren

zu ansehergewöhnlich billigen Preisen.

Joseph Fiedler,

Schuh-Lager,

9 Mauritiusstraße 9.

5060

Trauringe

Gold- u. Silberwaaren

empfehl das Etagegeschäft von

Fritz Lehmann, Juwelier.

Rein Laden.

Langgasse 3, 1. Etage,
an der Marktstraße.

Rein Laden

Schulranzen.

Grösste Auswahl.

Billigste Preise.

von 45 Pfg. an bis zu den Feinsten.

Ranzen mit ächtem Seehundfell von Mk. 2.— an,

Lederranzen

von Mk. 2.50 an.

Massive Rindlederranzen ganz ungefütert „Unzerreissbar“

Reparaturen.

Handarbeit.

Alle Arten Spielwaaren, Puppen, Puppenwagen Sportwagen und Peiterwagen.

Faulbrunnstraße

10.

A. Letschert,

Faulbrunnstraße

10.

5987

17. Jahrgang.

8908



Nr. 298.

(5. Beilage.)

Sonntag, den 21. Dezember

1902.

Spielteufel.

Realistischer Roman von Alfred Friedmann.



(Nachdruck verboten.)

Da sah er sein Kind, ein lieblich heranreifendes Knäblein — mit einem verachteten Namen in die Welt geschickt — — —

Da trank er wieder und ein Schleier breitete sich alsbald vor Weib, Kind, Zukunft, Ehre. — — Er lachte, er lachte. Manchmal taumelte er wenn er nach etwas greifen wollte, und zweimal schon war er wie ein Stück Holz zu Boden gestürzt —

Aber er war jung. Man kann jahrelang Alkoholist sein, und der gewünschte Herzschlag bleibt aus.

Den fürchtete er nicht.

Wohl aber die Polizei.

Es war seine fixe Idee, daß eines Nachts die heilige Hermandad bei ihm eintreten und seine Bücher revidieren, die große Abrechnung verlangen würde.

Neuerlich war er fast ganz unkenntlich geworden.

Er schützte Krankheit ein Nervenleiden vor, und ging schon lange nicht mehr zur Börse.

Er ließ sich durch seinen ersten Kontoristen vertreten. Dieser erhielt hohes Gehalt und that seine Pflicht, wie eine Schildwache, die sich auf verlorenem Posten weiß. Wie ein Häuflein Eingeschlossener in einer afrikanischen Festung, von spanischem Geheul umringt, jeden Augenblick des letzten Gemebels gewärtig.

Sechzehntes Kapitel.

Eines Abends — es war jezt schon Winter — kam Herr Markus Gotthländer gegen neun Uhr nach Hause. Er hatte allein in einem Restaurant gegessen. Seine Frau, Eva, war bei Marckscheids, den Schwiegereltern.

Kurz vor seinem Hause schien es ihm, als ob seiner Gattin Bode, Rätchen, mit einem Manne, der ihm bekannt vorkam, auf und ab wandle.

Markus war nicht betrunken. Nur hatte er seine Bettchwere. Er stellte sich, in einen weiten Mantel gehüllt, an eine dunkle Stelle. — Es waren zufällig drei große Müllkästen, aufeinander gestülpt, stehen geblieben. Er lauschte. Eine Stimme sagte:

„Rätchen! Du kannst sagen, was Du willst; ich bleibe eifersüchtig. Du gehst mir zu oft zu dem Maler in den vierten Stock hinauf.“

„May! Das wird auf die Dauer langweilig. Ich geh mit der Madame, was die mit dem Maler hat, ob sie sich für den gnädigen Herrn zu Weihnachts malen läßt, oder ob sie — —“

Hier verschwanden die beiden für ein paar Sekunden und tauchten dann wieder, mit ineinander verschränkten Armen auf; Markus glaubte zu träumen.

„Natürlich geht das mich an!“ sagte May. „Ich heirathe keine an die ich nicht glaube. Das ist gut für einen Arbeiter, eine aus sechster Hand! Ich — —“

„May!“

„Na ja! Weißt Du was, ich werde Euch einmal des Morgens überraschen!“

Markus hörte Rätchens leises Gelächern.

„Da lachst Du, Rätchen“, schrie May und blieb stehen, die Hände in die Seite stemmend.

„Gefallen!“ kicherte Rätchen, „und da sollte ich nicht lachen? Erstens kündigt man nicht an, was man in so heißen Sachen thun will, und dann, denkst Du Dir, Herr Maler Georg Doppelmaier, wenn er ein Modell im Atelier, vierten Stock, rechts die Thür hat schließt nicht von innen zu?“

„O, ich werde ein Stemmisen mitbringen!“

„Aber nur ein recht großes!“ und Rätchen lachte wieder.

Herr Markus Gotthländer war ganz wach geworden. Er hatte seine Bettchwere verloren.

Er hörte ganz deutlich, wie Rätchen noch bößhaft sagte:

„Der Herr Maler kann ganz andere Modelle haben, wie Deine Rätche, May! Ich bin ihm nicht schön genug!“

„So! Woher weiß er es denn?“ lautete die lauernde Frage des Herrn Kammerdieners.

„Genug, daß ich es weiß!“

„O Rätche, mir bist Du schön genug!“

„Na also, sei doch zufrieden!“

Und nun machte sie noch den alten, abgedroschenen Witz, ohne zu ahnen, daß es ein solcher war:

„Uebrigens, May, im Vertrauen, — ich glaube, meine Gnädige betrügt ihren Maler! Es reitet alle Tage, bei jedem Wetter, ein Gardeoffizier vorbei, Madame geht allein aus, der gnädige Herr hat einen Vogel im Kopf — May — ich glaube — sie betrügt einen mit dem andern!“

Herr Markus Gotthländer war völlig ernüchtert.

Diese Nacht hatte seine Schlaflosigkeit doch zur Abwechslung einmal eine andere Ursache.

Und er beschloß, nach langem Hin- und Herwälzen, das zu thun, was May angedroht hatte.

Er wollte die so plötzlich vor ihm als Schuldige Erscheinende in flagranti ertappen.

Wenn es wahr wäre!

Er hatte nur schnödes Geld verloren.

Nun hätte er aber seine geliebte Frau und diese ihre Ehre verloren! — Dann Rache, und ein rascher Tod.

Es fehlte ihm aber an der nöthigen Energie.

Wozu sich überzeugen?

Geshah ihm nicht recht?

Er hatte sie vernachlässigt für sein Geschäft, von morgens bis spät abends sich abgemüht, in steter Aufregung, und warum? Um heute weniger als am Anfang zu haben, um sie in Sorge und Kummer zurücklassen zu müssen.

Jedenfalls ausschließen!

Nicht schon morgen spionieren. Nur noch diese ruhige Nacht, eine Woche — dann findet sich vielleicht ein Mittel, oder der Zufall hilft. Er liebte Eva sehr. Er war ihr eigentlich nie untreu gewesen. Kurz erst währte das Glück ihrer Ehe — warum mußte das Ende der paar rasch verflorenen Flitterjahre gerade mit der Krisis zusammenfallen?

Und so viele überstanden die Krisis, warum mußte gerade er untergehen?

Aber er sah keinen Ausweg. Alles war verloren, auch die Ehre. Er trat in sein Zimmer und klingelte. Unbefangen trat ihm Rätchen entgegen. Sie war sehr hübsch. Er ging einen Schritt auf sie zu. Sie fürchtete sich vor seinen verglasten Trinteraugen, aus denen jetzt noch ein anderes Begehren aufleuchtete.

Sie trat gegen die Thür zurück. „Ist die gnädige Frau schon zu Hause?“ „Nein, Herr Gothländer. Sie wollte nicht vor elf Uhr kommen. Der Kutscher ist erst auf dreiviertel elf zum Abholen bestellt!“

Der Herr sank müde in seinen Lehnstuhl am Schreibtisch. Er sah Rätchen an und sie blickte auf ihn. Aus seinen Augen war das Begehren geschwunden, er fühlte sich so verlassen, so matt. Und aus ihrem Blick sprach einfach unsägliches Mitleid. Wenn er sie nun ausforschte!

Für Geld dachte er, sind solche Leute für alles zu haben, es handelt sich nur um die Summe.

Dann hätte er wenigstens Gewißheit. Und wäre es eine traurige, après lui e deluge! Da ist ein Revolver im Schreibpult, mag sich Frau Eva ihres Lebens freuen, er mißgönnt es ihr nicht. Im Gegentheil. Wäre er nur schon leidenschaftlich, vergessen. Verzeihen würden ihm die Schwiegereltern, die Verwandten, Frau und Kind nie; die Wittwen und Waisen, deren Hab und Gut er riskiert, würden ihm vielleicht fluchen.

Aber drunten in der kühlen Erde! Was thut es?

„Ich kann wohl gehen“ fragte Rätchen.

Die Thränen rannen ihm aus den sonst so guten Augen in den Schnurrbart. Er schämte sich ihrer nicht.

Unwillkürlich streckte er die Hand aus. Unwillkürlich ergriff sie Rätchen und küßte sie.

Er fühlte einen warmen Tropfen auf seiner Hand.

Er dachte, sie weine mit ihm, weil er betrogen.

Aber jetzt nichts wissen. Fort!

Er gab ihr ein Goldstück, streichelte den schönen runden Kopf mit dem blauschwarzen Haar und hieß sie gehen.

Als er allein war, richtete er sich hoch auf, als wolle er einen Entschluß fassen und ging an den Schreibtisch.

Er nahm aus einem verborgenen Schränkchen die Flasche mit Genever und ein Weinglas.

Nach einer halben Stunde war Frau, Kind, Börse, Bankrott vergessen.

Er hatte Visionen.

Daß jetzt im Bureau eingebrochen u. alle Werthpapiere herausgenommen würden – aus den leeren eisernen Schränken. Daß der Polizeileutnant komme und ihn im Namen des Gesetzes verhafte.

Dann noch ein Glas.

Und anderes sah er vor sich.

Er erblickte sich im Spiegel, aber durch eine natürliche Anordnung der Gegenstände sah er, getrübbten Auges, im Spiegel nicht sich, sondern die Flasche.

Und da bildete er sich ein – er sei eine Flasche.

Und in eine Flasche kann man Bier, Wein, Schnaps gießen, so viel davon von jedem hineingeht.

Immer wirrer wurde ihm.

Endlich dachte ihm, die Flasche laufe über, sie zerbreche, sie zerschelle an einem metallenen Knopf seines Stuhles.

Endlich gelang es ihm mit übermenschlicher Anstrengung und Willenskraft sein Bett zu besteigen; angezogen, wie er war, ehe Frau Eva nach Hause gekommen, fiel er hinein.

Sie fand ihn schlafend und hörte ein Schnarchen, das eher ein Abheln war.

Sie schüttelte traurig den Kopf.

Sie war garnicht müde. Aber wie hätte sie es gewagt, den wie ein Todter Daliegenden zu wecken? Von was sollten sie sprechen? Er war in letzter Zeit ganz schweigsam geworden.

Sie legte sich und drehte die elektrische Lampe an: Eine Eva, die mit der einen Hand einen Apfel vor sich hinstreckt und in der anderen einen Sonnenschirm über sich ausgestreckt hält, der, aus rothem Stoff, ein gedämpftes Licht aus der weißen Gluth macht.

Es war eine Erfindung und ein Geschenk ihres Gatten, aus besseren Tagen. Luxus umgab sie überall. Wie war sie von ihren Freundinnen beneidet worden.

Sie gähnte und nahm noch ein Buch „zum Einschlafen“ von dem zierlichen Gestell über dem kleinen Nachttisch.

Als sie las:

„Was Thoren uns mißgönnen,
Beweist nicht stets, wie sehr man glücklich sei,
Daß wahre Glück, das Eigenthum des Weisen

Steht fest, indes Fortunas Kugel rollt.

Dem Reichen muß die Pracht, die ihm der Indus gößt

Erst daß er glücklich sei, beweisen!

Der Weise fühlt, er ist's!

Wiederum gähnen, klappte sie ihren alten Wieland und den Lampenfrahn zu.

Stebzehntes Kapitel.

Georg Doppelmaier war inzwischen sehr fleißig gewesen.

Er sah übermüdet aus, und seine Augen lagen jetzt in tiefen, dunklen Höhlen.

Erst hatte er Frau Eva Gothländer für den Gatten gemalt. Eine schlanke elegante Dame in reizendem Kapottehütchen und in enganschließendem Seidenkleid, das mit dem Pinsel von Franz von Mieris oder Willems geschaffen schien.

Leichte rosa Schleichen flatterten ihr an den Schultern, am Gürtel, sie sah mit rothbraunem schwebischen Handschuh die messingne Thürklinke – im Begriff auszugehen.

Das schalkhafte Lächeln auf ihrem süßen Mignongesichtchen ließ auf eine eventuelle Frage: „Wohin?“ tausend Deutungen zu. Zu ihrem Manne ins Office? Zu dem schmucken Gardeleutnant? Quien sabe?

Das Meisterstück Doppelmaiers sprach sich in dem Gegensatz des hellgrauen Seidenkostüms zu der gleichfarbigen Thüre aus, gegen die, man wußte kaum wieso, sich der reizende Körper plastisch, voll und klar abhob.

Es war eine Sinfonie, hellgrau in hellgrau, aber doch so lustig, so jubelnd, so verklärt als ob durch leichte Platterwolken eben die Sonne siegreich durchzubrechen scheine.

Die rosa Bändchen glichen den beleuchteten Stellen der Wolken an den Rändern im Morgenroth.

Und sie selbst! Eine Fee.

Aber da war sie nochmals – – – Anders – – –

Hineingetallen!

Aus den Erinnerungen eines Kriminalisten.

(Nachdruck verboten.)

Meinen vielen Erfolgen, die ich in meiner kriminalistischen Laufbahn erzielt habe, wird es hoffentlich keinen Eintrag tun, wenn ich auch einmal von einer Niederlage erzähle. Denn auch solche, zum Glück aber nur recht wenige habe ich erlebt. Ich möchte den Menschen sehen, der nicht einmal in seinem Leben irgend eine Dummheit gemacht hat, und in nachfolgender Geschichte will ich erzählen, wie auch ich einmal gründlich „hineingetallen“ worden bin.

Es mögen schon fünfzehn Jahre her sein. Ich war noch nicht lange im Polizeidienst, hatte aber Glück gehabt und da es mir gelungen war, einige längst gesuchte „schwere Jungs“ in Nummer Sicher zu bringen, hatte ich mir den Ruf eines gewiegten Kriminalisten erworben, und trotz meiner kurzen Dienstzeit war ich bei der eben erfolgten Reorganisation der Polizei zum Kommissar ernannt worden. Als solcher war ich dem Lindenauer Revier, das die westliche Vorstadt umfaßte, überwiesen worden. So jung ich noch war, so kannte ich doch bereits alle Verbrecher in Hamburg; sämtliche Einbrecher, Taschendiebe, Hochstapler und Schwindler waren mir persönlich bekannt. Sie kannten auch mich, und wenn wir nicht gerade geschäftliche Beziehungen zu einander hatten, so waren wir stets mit einander auf recht freundschaftlichem Fuße.

Wir plauderten, lachten und tranken sogar zusammen, und es war durchaus nichts weiter auffallendes, als ich eines Nachmittags auf dem Verdecke eines Omnibuses in St. Pauli den „alten Gottlieb“, einen berüchtigten Einbrecher, traf und ihm zum Gruß die Hand entgegenstreckte.

„Wie geht's, Gottlieb?“ fragte ich ihn, indem ich ihm eine Zigarre reichte.

„Danke, Meister, recht mäßig; ich warte auf Arbeit.“

„Na, warte man ruhig weiter. Willst du nicht mal eine kleine Geschäftsreise nach Berlin machen?“

„Kann nicht gerade sagen, daß ich viel Lust dazu verspüre. Wenn ich hier arbeiten will, kannst du mit deiner ganzen Schlaueit mich doch nicht daran hindern. Ich will dir mal was sagen, Meister. In nur wenigen Tagen will ich der Villa des Bankiers Schönsee einen Besuch abstatten, und wette mit dir hundert Mark, du und alle anderen „Blauen“ könnt uns dabei nicht stören.“

Das hieß doch die Frechheit auf den Gipfel treiben. Es war mir recht gut bekannt, daß Herr Schönsee mit

seiner Familie nach Italien gereist war, und die Polizei war von ihm ausdrücklich gebeten worden, auf seine Villa, ein recht wachsam Auge zu haben, da dieselbe viele Kostbarkeiten und Wertgegenstände enthalte. Das war auch geschehen. Was für ein Interesse konnte aber der „alte Gottlieb“ haben, seinen dort beabsichtigten Einbruch „auszupfeifen“? Ja, wenn er betrunken gewesen wäre, hätte sich das erklären lassen. Er war aber so vollkommen nüchtern, wie ich es selber war.

Nach kurzer Ueberlegung antwortete ich: „Einverstanden, Gottlieb; ich wette also mit dir um hundert Mark, und was noch mehr sagen will, wenn ich meine Wette verliere, zahle ich dir auch das Geld.“

„Das ist ein Wort!“ rief er. „Sagen wir acht Tage, und wenn ich innerhalb derselben nicht in der Schönseeschen Villa „gearbeitet“ habe, schicke ich dir das Geld.“

Mit verschiedenen Gläsern Bier begossen wir noch unsere Wette und trennten uns dann. Ich war froh, als ich von ihm mich losmachen konnte, denn mir ahnte es, daß noch in derselben Nacht die Arbeit vor sich gehen sollte. Und vergeblich grübelte ich lange nach, um für dieses seltsame Benehmen eines so gewiegten und erfahrenen Einbrechers einen Beweggrund ausfindig zu machen.

Mein Kollege Bernitz, dem ich von meiner Wette erzählte, warnte mich: „Nimm dich in Acht,“ sagte er. „Nicht in die Schönseesche Villa wollen sie gehen, sondern für irgendwo anders bereiten sie einen großen Koup vor. Wir müssen unsere Augen offen halten, denn der „alte Gottlieb“ ist ein Kerl, der die Polizei in allen Hauptstädten der Welt irre führen kann, nicht bloß uns.“

Mit einem „Gewiß“ stimmte ich zwar meinem Kollegen bei, hielt mich aber im Innern doch für einen außerordentlich klugen Burschen, dem wohl nicht so leicht beizukommen wäre. In dieser Stimmung machte ich mich auf den Weg nach der Schönseeschen Villa. Es war das ein prächtiges Besitztum und mit allen möglichen Schutzvorrichtungen gegen unerbetene Gäste versehen. Ein Diener war als Wächter in der Villa zurückgeblieben. Ich suchte ihn auf und erzählte ihm, daß nach den der Polizei zugegangenen Informationen in einer der nächsten Nächte ein Einbruch in die Villa erfolgen dürfte.

Er lachte dazu und meinte:

„Wir sind hier so fest eingeschlossen wie in einem Gefängnisse. Unseretwegen kann die Polizei ruhig schlafen. So leicht kommen sie hier nicht heran.“

Ich, der ich den „alten Gottlieb“ zur Genüge kannte, dachte aber anders, konnte mich aber doch, als ich auf die Polizeiwache zurückgekehrt war, eines Lächelns nicht erwehren und dachte bei mir: „Armer Gottlieb! In deinen alten Tagen wirst du noch kindisch!“

Aber ich wollte nicht müßig sein und hatte mir folgenden Plan entworfen. Jede Nacht während der nächsten acht Tage wollte ich selbst die Schönseesche Besetzung bewachen. Dabei sollten mir zwei geweckte Schutzleute Gesellschaft leisten, die beständig um das Grundstück die Runde machen sollten. Und in den kalten Januar-Nächten führte ich auch meinen Plan aus. Jede Nacht blieb ich fünf Stunden lang auf meinem Posten und fünf Nächte hintereinander setzte ich das fort. Aber nichts passierte, keine Menschenseele ließ sich in der Nähe blicken, und im ganzen übrigen Revier wurde während dieser Zeit nicht eingebrochen.

Zweifelslos hatte mich der alte Gottlieb zum besten gehabt.

Gerade als ich am Abend der sechsten Nacht, es war bereits zehn vorbei, mich anschickte, meinen Posten zu beziehen, wurde unser Polizeibureau durch das plötzliche Erscheinen des Herrn Schönsee in nicht geringe Aufregung versetzt. Herr Schönsee, ein großer aristokratisch aussehender Herr von sehr feinem Benehmen, entschuldigte sich wegen seines späten Kommens.

„Es tut mir aufrichtig leid, daß ich die Herren in so später Nachtstunde noch stören muß,“ sagte er. „Ich habe indessen von meinem Diener Friedrich einen Brief erhalten, in dem er mir schreibt, daß er einen Einbruch in meine Villa befürchtet. Verdächtig aussehende Gestalten haben sich während der letzten vier Tage um daselbst herumgetrieben, und gestern hat sogar ein Mann versucht, mit Friedrich ein Gespräch anzuknüpfen, um ihn auszuhorchen. Er hat deswegen sofort an mich telegraphiert, und ich, der ich schon auf der Rückreise be-

griffen war, habe meine Frau und Kinder in Frankfurt zurückgelassen und bin in größter Eile hierher gefahren.“

„Ich erklärte ihm,“ fuhr Herr Schönsee fort, daß er daran sehr klug getan hätte, und daß ich aus seinen ferneren Angaben merkte, daß Friedrich den Besuch der Einbrecher für heute oder spätestens morgen Nacht erwartete, so galt es hier rasches Handeln. „Ich werde Sie in Ihre Villa begleiten und dort mit Ihnen zusammen Wache halten,“ sagte ich zu ihm. „Ich will nur zwei Schutzleute, die sich aber gut bewaffnen sollen, mitnehmen, denn wenn wir mehr wären, könnten wir die Bande zu leicht auf uns aufmerksam machen und sie dann verschrecken.“

„Ich stimme Ihnen vollkommen bei,“ meinte Herr Schönsee, „es wäre sicherlich das Beste, wenn wir gleichzeitig die Nachbarschaft ein für allemal von diesem Gesindel befreien könnten. Mein französischer Kammerdiener hat mich nach Hamburg begleitet, so daß wir im ganzen unserer fünf sind. Denn Friedrich habe ich nach Frankfurt geschickt, um meiner Frau dort beizustehen.“

Jetzt war aber keine Minute mehr zu verlieren. Ich rief zwei zuverlässige Leute zu mir heran, befahl ihnen, ihre Revolver zu laden, und gab dann noch Auftrag, die Revierpolizei zu verständigen, damit sie in der Nähe der Schönseeschen Besetzung eine größere Zahl von Schutzleuten konsigniere. Dann machten wir uns auf den Weg. Im Speisesaal der Villa war zu einem Souper gedeckt und in der Küche brannte Licht.

„Sie haben zu viel Gas brennen,“ bemerkte ich, worauf er erwiderte:

„Wir können ja die Fensterläden herunterlassen, und übrigens dürfte es wohl jetzt für die Herren Einbrecher noch etwas zu früh sein.“

Das war richtig, aber dessen ungeachtet verschloßen wir die Läden sämtlicher Fenster so sorgfältig, daß kein einziger Lichtstrahl hinauszubringen vermochte. Dann lud uns Herr Schönsee zum Abendbrot ein. Es war das eine ganz vorzügliche Mahlzeit, die der Kochkunst des französischen Kammerdieners alle Ehre machte. Der Kammerdiener war ein stiller, bescheidener Mensch, der nie seinen Mund aufstut und aller Anwesenden Wünsche stets im Voraus zu erraten schien.

Nach dem Souper nahmen wir unseren Wachtposten ein. Auf einem großen Treppenabsatz, der sehr vorteilhaft lag, so daß man von hier aus auch das geringste Geräusch hören mußte, hatten wir uns ein kleines Feuer angezündet, und um dasselbe bildeten wir eine recht gemüthliche Gruppe. Ich besand mich in recht guter Stimmung, und indem ich mir eine Zigarre ansteckte, sagte ich zu mir:

„Gottlieb, Gottlieb, was warst du doch für ein Dummkopf, daß du eine solche Sache „pfeifen“ konntest!“

Es war Mitternacht geworden, im Parterre der Villa waren jetzt alle Lichter ausgelöscht. In der neben der Küche gelegenen Speisekammer schloß der französische Kammerdiener. Vielleicht tat er auch nur so, als ob er schlief, denn es war ihm gesagt worden, er solle seine Ohren offen halten. Wir anderen lauerten um das Feuer, sprachen nur im Flüsterton zu einander, rauchten dabei wie die Schornsteine und horchten mit gespanntester Aufmerksamkeit auf jeden Laut und auf jedes Geräusch, das sich in der stillen Nacht vernehmen ließ.

„Sicherlich werden sie durch das Fenster des Bibliothekszimmers einzubrechen versuchen,“ sagte Herr Schönsee leise zu mir, gerade als die Uhr ein Viertel auf eins schlug. „Schwerlich,“ antwortete ich, „ich glaube eher durch das Fenster der Speisekammer.“

Gegen zwei Uhr kühlten sich alle etwas schläfrig. Meine beiden Leute waren eingestickt und Herr Schönsee schnarchte sogar. Nur ich allein war noch vollständig wach, und als der Wind, der sich während der Nacht erhoben hatte, sich einen Augenblick gelegt hatte, war es mir so, als ich ein schwaches krazendes Geräusch von unten heraufdringen hörte.

„Pst, was ist das?“

In einem Augenblick waren die Schläfer auf. Meine Kameraden zogen ihre Revolver hervor und spannten den Hahn. Herr Schönsee schlich sich auf den Beinen bis zur ersten Stufe der Treppe und lauschte dort. Das

Krahen wurde immer lauter, und jetzt konnte man auch hören, wie Holz absplitterte. Mein Herz schlug heftig. Der alte, dumme Gottlieb!

„Was sollen wir tun?“ fragte mich einer meiner Kameraden, leise flüsternd, denn jetzt konnte man bereits deutlich vernehmen, wie eine Tür eingebrochen wurde. „Laßt sie nur kommen; sobald sie die Treppe heraufkommen, packen wir sie,“ antwortete ich in demselben Tone. „Hoffentlich schlägt dieser Kerl, der Kammerdiener keinen Lärm.“

„Der bleibt ganz ruhig,“ bemerkte Herr Schönsee, und als ob ihm plötzlich eine Eingebung käme, fügte er hinzu: „Ich will doch einmal auf den Balkon treten und sehen, ob unten welche stehen.“

Ehe ich ihn noch zurückhalten konnte, hatte er uns bereits verlassen, und im nächsten Augenblicke hörte ich schon, wie die Balkontür geöffnet wurde. Inzwischen dauerte das Krahen immer noch fort, und gerade in dem Augenblick, als das Klirren von Scheiben uns meldete, daß das Fenster zur Speisekammer eingeschlagen war, schrie der Kammerdiener aus Leibeskräften: „Diebe, Räuber“, während gleichzeitig ein schriller Pfiff des draußen Wache stehenden Schutzmannes durch die friedliche Stille der Nacht ertönte.

In diesem Augenblick kam Herr Schönsee vom Balkon zurück. „Sie sind gestört worden und laufen jetzt durch die kleine Gartentür fort,“ berichtete er. „Wir müssen Ihnen nach.“

Da ich den „alten Gottlieb“ unter allen Umständen fassen wollte, stürzte ich voran, meine beiden Kameraden folgten mir, und draußen stießen noch zwei Schutzleute zu uns, die das Grundstück bewacht hatten. Herr Schönsee schien der einzige von uns allen zu sein, der so scharfe Augen hatte, daß er in der dunklen Nacht die Räuber erkennen konnte, denn unausgesetzt rief er uns zu: „Durch das Gartentor sind sie! Vorwärts, ihnen nach!“

Sofort nahmen wir die Verfolgung auf. Die beiden Schutzleute machten mit ihren Pfeifen einen Höllenlärm, und meine beiden Kameraden, die beide sehr gut zu Fuß waren, liefen, was sie konnten. Ich selbst blieb schon nach einer Minute zurück, und mit mir Herr Schönsee. Wir waren beide keine Schnellläufer. Plötzlich rief er: „Halt, halt! Wir haben ja den Bordereingang des Hauses ohne Schutz gelassen.“

Er hatte mit dieser Bemerkung, die bewies, daß er ein sehr überlegender Herr war, vollkommen recht. Ich blieb sofort stehen, schöpfte mühsam Atem und rief: „Kommt zurück, kommt zurück, es können noch welche im Garten sein.“ Ich wollte jetzt rasch nach der Vorderseite des Hauses laufen, als sich etwas sehr Merkwürdiges ereignete. Auf irgend eine Weise hatten sich meine Beine mit Herrn Schönsees Beinen verwickelt, und ich fiel der Länge nach zu Boden. In demselben Augenblick wurde mir auch schon ein Knebel in den Mund gedrückt und eine Pistole vors Gesicht gehalten. Und zwar war es Schönsee, der mir diesen Liebesdienst erwies.

„Verzieh‘ nur eine Muskel, und du bist des Todes,“ rief er mir zu. Ich versuchte aufzustehen, er schlug mir aber mit der Pistole auf den Kopf, und in halb bewußtlosem Zustande fühlte ich, wie sie mich banden. Dann hörte ich das Geräusch von Rädern, und nun wußte ich auch, daß die Räuber davon fuhren. Dann wurde ich ohnmächtig.

Tags darauf erzählte man mir alles. Herr Schönsee war noch gar nicht aus Italien zurückgekehrt. Das Telegramm, welches Friedrich nach Frankfurt rief und das mit „Schönsee“ unterzeichnet war, war gefälscht gewesen. Bereits im Laufe des Nachmittags waren die Diebe in die Villa eingebrungen, hatten dort in aller Bequemlichkeit sämtliche Wertsachen eingepackt, und während wir die vermeintlichen Einbrecher verfolgten, sie rasch auf den Wagen geladen. Herr Schönsee war ein maskierter Einbrecher und sein Kammerdiener niemand anderer als — der „alte Gottlieb“. Und ich war hineingefallen und hatte meine Bette verloren. Es war das erste und das letzte Mal in meinem Leben, daß ich so gründlich hineingelegt worden bin.

Räthsel und Aufgaben.

Versteckträthsel.

In jedem der nachstehenden Sätze ist ein Wort versteckt, wie z. B. das Wort „rede“ in dem Satze: die Karre des Knaben fiel um. Sind die richtigen Wörter gefunden, so nennen dieselben, nacheinander gelesen, den Ausdruck eines Herrschers.

- 1) Der Wirth wird den Keller neu einrichten müssen.
- 2) Es sind vielerlei denkwürdige Nachrichten über den Fall bekannt geworden.
- 3) Der Sohn empfing tiefgerührt den Segen des Vaters.
- 4) Herz und Lunge sind bei ihr angegriffen.
- 5) Gestern sagte mir Thella genau alles, was sie von der Sache weiß.

Rebus.



Auflösungen aus voriger Nummer

Diamanträthsel.

S
 t
 o
 c
 k
 h
 o
 l
 m
 M
 e
 c
 h
 e
 n
 i
 n
 m

Versteckträthsel.

Maduzie genoh — Siege
 überall erhebtisch — Mier
 Kamerun nahm — Anna
 Eber links — Berlin
 seinen gelinden — Engel
 Zutritt erhalten — Ritter
 frei abermals — Freia
 allerlei ererliche — Vier
 blöde rannte — Oederan
 Worte geläufig — Tegel
 werde ich einen — Siche

Bauerflöte.

Kapselräthsel.

Waschseide, Verdummung, Schleiermacher, Flunder, Augenlid, Emilie, Bibliothek, Ahnenprobe.

Geld umschlungene Millionen.

Rebus.

Wer alles braucht, was er hat,
Wird bald nicht mehr haben, was er braucht

Visiten-
 Verlobungs-
 Vermählungs-
 Neujahts-

Karten

In einfachen und den elegantesten Façons, moderner Ausführung, empfiehlt billigst

Druckerei des Wiesbadener General-Anzeigers

Emil Bommert.

Telephon No. 199.